

Mota Saheb.

Lange dachte ich über diese Geschichte nach, die mir der alte Gibema erzählt hatte, und als ich abends in der Kapelle die Worte betete: „Erhelle unsere Dunkelheit, wir bitten dich, o Herr“, hatten sie eine tiefere Bedeutung für mich als sonst.

In bezug auf die Kieselsteine, welche mir die Buschmänner zeigten, bin ich fest überzeugt, daß es Diamanten in ihrer einfachen Art waren. Arnotes erzählte mir, sein Vater habe sie aus dem Lande Adam Kofs. Doch soweit ich urteilen kann, waren sie aus der Gegend, wo jetzt die Stadt Kimberley steht.

Mota Sahab

Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Fortf.)

Das Treiben der braunen Flieger wurde schließlich doch zu bunt. Es mußte etwas geschehen, um sie los zu werden. Man riet mir, Leute aus der Dschungel kommen zu lassen, die sich auf das Abnehmen von Bienenneestern von den Bäumen verstehen. Das tat ich denn auch.

Es kamen also am Abend um acht Uhr, wo es schon finster war, vier Dschungelmänner. Ich versprach ihnen alles Wachs der Waben und noch einen guten Backschisch dazu. Sogleich wurde eine starke Leiter an den Baum angelegt, und einer der Männer, der sich Haupt und Hände gut verbunden hatte, stieg nun hinauf. Am ersten dicken Ast angelangt, kroch er denselben entlang bis dahin, wo er die unterste Wabe, die an einem Ast darüber hing, erreichen konnte. Wegen der Dunkelheit konnte ich ihn von meiner Terrasse aus kaum sehen. Er hatte seine Taschen voll Werg. Er nahm eine Handvoll heraus, zündete das Werg mit einem Streichholz an und hielt die allerdings schwache Flamme unter die Wabe. Aber nur zu bald erlosch die kleine Flamme. Dem Hornissenjäger aber war die Lust vergangen, die Wabe noch mehr zu sengen. Er fing an, mächtig zu stöhnen und zu wimmern, und kam rutschend den Ast herunter. Die Hornisse hatten ihn gehörig zerstoßen, und er war in Gefahr, herunterzufallen. Einer seiner Begleiter stieg die Leiter hinauf, nahm den Unglücklichen oben in seine Arme und brachte ihn behutsam hinunter. Dieser aber ließ sich unten auf den Boden fallen und jammerte und stöhnte. Die drei Männer sagten entschlossen: „Sahab, diese Bienen sind uns zu gefährlich, — gegen die können wir nichts machen. Behalte alles Wachs und den Backschisch und laß uns gehen!“ Damit hoben sie ihren Gefährten auf und trugen ihn heim. Hoffentlich ist er nicht infolge der Stiche gestorben!

Es war nun klar, daß mit dieser Methode zur Nachtzeit den Hornissen nicht beizukommen war. Hätte es in der Station eine Wasserleitung mit gutem Druck gegeben, dann wäre es mit Hilfe eines Feuerwehrschaumes ein leichtes gewesen, den Hornissen mit kräftigen Wasserstrahlen schnell den Garaus zu machen. Allein an diesem Hilfsmittel fehlte es ja gerade. Und bis zur Regenzeit durfte ich nicht warten. Die gefährlichen Stacheltiere mußten aber verschwinden um jeden Preis. Es war höchste Zeit. Da blieb nur das eine Radikalmittel übrig: den Baum umhauen! Dazu war die Zeit ja auch sehr günstig, denn die Maiferien hatten schon begonnen, und die Schule war geschlossen.

Drei Männer machten sich flott an die Arbeit. An einem Tage wurde ein breites, tiefes Loch um den Baum gegraben und die dicken Wurzeln durchgehauen. Am folgenden Tage wurde dem mächtigen Stamm mit schweren Äxten zu Leibe gerückt, so daß am Abend nur noch ein kleiner Teil des Innenholzes übrig war. Aber der Baum wartete noch nicht. Während der folgenden Nacht wurde ich auf einmal durch ein lautes Krachen und einen dröhnenden Fall aufgeweckt. Schnell sprang ich auf, und siehe da, — der herrliche Baum stand nicht mehr. Ziemlich diagonal war er in den geräumigen Hof gefallen und mit dem oberen Teil der Krone dicht neben die Zisternenmauer. Günstiger hätte er gar nicht fallen können. Bei genauer Besichtigung am Morgen zeigte es sich, daß die meisten Nester durch den Fall zerdrückt und alle Hornisse verschwunden waren. Sie haben sich auch nie mehr sehen lassen. Es tat mir zwar leid um den schönen Baum, aber er mußte unbedingt geopfert werden, um endgültig von der Plage der lästigen stechlustigen Sommergäste befreit zu werden.



Trommlerkorps unseres Missionsseminars Altdorf, Schweiz

Photo: P. Meinrad, Altdorf

17. Ein unerwartetes Krokodilerlebnis

Ungefähr eine Stunde Weges nördlich von meiner Station fließt der kleine Regenfluß Tapti vorbei. Während der Regenzeit ist er ein reißender Strom und an dieser Stelle breiter als der Rhein bei Köln. An sich ist er ein unbedeutender Fluß, der bei Betul in den Bergen von Behar entspringt und bei Surat an der Westküste in den Indischen Ozean mündet.

Solange er vom Regenwasser hochgeschwollen dahinrauscht, tummeln sich in seinen Wogen viele Krokodile. Da ist es nicht geraten, zu nahe an sein Ufer heranzukommen, weil man leicht von einem dieser Ungeheuer weggeschnappt werden kann. Ein Freund von mir, ein englischer Ingenieur, hatte einen großen Neufundländerhund, der ihn auf seinen Abendspaziergängen zu begleiten pflegte. An einem Abend während des Monsuns, wo es gerade nicht regnete, begegnete ich ihm und war erstaunt, ihn ohne seinen Hund zu sehen.

„Wo ist denn ihr Hund?“ fragte ich ihn, „ist er krank?“

„Ach nein“, erwiderte er mit bewegter Stimme, „den habe ich gestern Abend verloren. Als ich drüben am Tapti mit ihm spazierenging und er bald vor mir, bald hinter mir herumsprang, hörte ich auf einmal hinter mir einen jähen Schrei. Schnell drehte ich mich um und sah gerade noch, wie ein Krokodil mit ihm im Wasser verschwand.“

Sind einmal die gewaltigen Wassermassen der Regenzeit verrommen, so sieht man vom Tapti nur noch ein von Ufer zu Ufer weit ausgedehntes felsiges Flußbett und ihn selbst in der mittleren Vertiefung als kleines Fläßchen mit spärlichem Wasser zwischen den Felsen sich hinfhlängeln.

In der Mitte des Flußbettes gewahrt man bald rechts bald links Ausbuchtungen, die wie kleine Teiche aussehen und vom Fläßchen gespeist werden. Das sind tiefe Tümpel, in denen sich die Krokodile während der trockenen Jahreszeit aufhalten. Aber Tag kommen sie oft heraus, um sich auf den Felsen lang ausgestreckt zu sonnen. Sie lauern dabei aber auch auf Beute. Da sie ganz regungslos daliegen und wegen ihrer dunkelgrauen Farbe und des rauhen Rückens von den Felsen kaum zu unterscheiden sind, so werden sie Tieren und Menschen, die zum Tümpel kommen, um zu trinken oder Wasser zu schöpfen, sehr gefährlich. Sind diese nahe genug, dann gibt ihnen das Krokodil einen mächtigen Schlag mit dem Schwanz, daß sie ins Wasser taumeln, und hat sie dann im Nu gepackt.

Hat einmal ein solch breitschnauziges Krokodil Menschenfleisch genossen, dann sucht es immer solches wieder zu bekommen. Diese Krokodile nennt man Muggur (sprich mögger).

Weil das Krokodillleder so geschätzt ist, gehen manche Europäer darauf aus, sich

ein schönes Krokodil zu erlegen, um sich aus seiner Haut ein gutes Stück Leder gerben zu lassen.

So kam eines Sommertages mitten in der brütenden Mittagshize der Adjutant des Kollektors von Rhandesch, der vor der Stadt sein Visitationslager aufgeschlagen hatte, herangeritten und brachte mir einen Brief von dem hohen Herrn, worin dieser mich dringend bat, schnell hinüberzukommen und mit ihm an den Tapti zu fahren. Er habe den ganzen Morgen einen Subadar (-eingeborner Unteroffizier) am Fluße aufpassen lassen, ob sich ein Muggur auf den Felsen lege. Nun sei gerade einer herausgekommen und liege an der Sonne, und den wolle er sich schießen.

Ich sagte gleich zu, und bald war ich draußen beim Kollektor. Der zweispännige Ponnykarren stand schon bereit. Der Herr legte seine Flinten hinein, wir stiegen auf, und im Galopp ging's an den Fluß.

Der kleine Terrier, der vorn neben dem Fuhrmann saß, war außer sich vor Freude und bellte in einem fort. — „Den Muggur muß ich unbedingt haben“, sagte der sonngebräunte Kollektor, der als guter Schitari (Schütze, Jäger) bekannt war, „denn ich will mir noch einige gute Krokodillleder-taschen machen lassen, bevor ich Rhandesch verlassen muß. Heute ist die Gelegenheit günstig. Und da ich dachte, es wäre für Sie als Naturwissenschaftler interessant, ein solches Vieh in nächster Nähe in seinem Bereich zu sehen, so habe ich Sie rufen lassen. Das Betreten der Felsen im Flußbette ist zwar nicht ohne Gefahr, und wir müssen schon vorsichtig sein. Ich habe aber eine Anzahl Leute dorthin bestellt, die gut Bescheid wissen, und ich bin sicher, alles wird gut verlaufen.“

Es war gut, daß wir bald am Fluße anlangten, denn da der Karren auf einem Flurwege zwischen den Baumwollfeldern dahinrollte, waren wir ständig in dicke Staubwolken gehüllt. Als wir abstiegen, wurden wir von einer Schar von dienstfertigen Eingeborenen begrüßt, die des Kollektors wegen einen ganz besonders tiefen Salaaam machten.

„Wo liegt der Muggur?“ fragte der Kollektor den Subadar, der zur Stelle war.

„Da drüben, Durchlaucht, auf dem langen Felsen hinter dem großen Tümpel“, antwortete der Gefragte, indem er mit dem Finger auf die Mitte des Flußbettes wies.

„Und wo stelle ich mich am besten hin, um ihn gut treffen zu können?“ forschte der Kollektor weiter.

„Da vor dem großen Tümpel auf den Felsen, auf dem jener dicke Block liegt,

Huzur. Da steht Eure Hoheit sicher und kann aus nächster Nähe zielen.“

„Gut. Sind auch die Felsen und die kleinen Tümpel auf dem Weg dahin frei von Krokodilen?“

„Ja, Huzur, da ist nichts zu fürchten.“

Nun wählte der Kollektor die vier stärksten Männer aus, die uns beide hinübertragen sollten. Je zwei derselben faßten sich fest die Hände, auf die wir uns setzten, und mit den freien Händen hielten sie uns fest in der sitzenden Stellung und trugen so recht behutsam durch das seichte Uferwasser, über die Felsen und die kleinen Tümpel hindurch zum bezeichneten Standorte. Darauf zogen sie sich schweigend zurück. Der Kollektor lud seine Doppelflinte schwersten Kalibers, beäugte dann den gegenüberliegenden Felsen und sagte zu mir im Flüstertone: „Sehen Sie, da liegt er, — ein mächtiges Tier!“ — Nur mit Mühe gelang es mir endlich, die Umrisse des Muggur zu erkennen, so sehr schien er ein Stück mit dem Felsen zu sein. Regungslos lag er da wie tot in seiner ganzen Länge. Durch den Block gut gedeckt, legte der Kollektor an, zielte eine Weile und drückte los. Der Schuß trachte gehörig und hatte an der richtigen Stelle eingeschlagen. Die Wirkung war großartig. Der Muggur regte sich nicht. Er war erledigt. Ein dicker Blutstrahl aus der Einschlagswunde hinter dem linken Ohr am Hals strömte in den Tümpel hinab. Der Sicherheit halber gab ihm der Kollektor noch einen zweiten Schuß, so daß noch mehr Blut floß. Der angriffslustige Terrier bellte und bellte vor unbändiger Freude, sprang in den Tümpel und schwamm zum toten Muggur hinüber, stellte sich vor ihn hin und kläffte ihn mörderisch an. Wir aber ließen uns nach einer Weile auf einem Umweg zum gegenüberliegenden Felsgrat tragen, um den Muggur näher zu untersuchen.

Es war ein breiter, schwerer Gefelle und über vier Meter lang. Der Kollektor zog den Oberkiefer hoch, und aus dem Rachen des Muggur kam ein höchst widerlicher Gestank. Vor dem schauerlichen Gebiß, das sich da zeigte, konnte man schon Respekt haben. Am Oberkiefer startete jederseits eine Reihe von 17 oder 18 kegelförmigen, etwa 4 Zentimeter langen Zähnen und ebenso am Unterkiefer. Die Zähne waren an der Wurzel dunkelgrün, und mein Freund meinte, der Muggur sei ein gar alter Sünder.

Nun hieß es, den Muggur aus dem Flußbett hinaus ans Ufer zu bringen. Es wurde ihm deshalb ein dickes Seil hinter den Vorderbeinen um den Leib gebunden, und eine Reihe von Männern zogen ihn so durchs spärliche Wasser und über die Felsen hin zur Verladungsstelle am Ufer,

während wir zwei Sahibs wieder hinübergetragen wurden.

Mit großer Mühe wurde das schwere Tier auf einen langen Ochsenarren gehoben und dann zum Lager des Herrn Kollektors gefahren. Beim Aussteigen dort fanden sich im Magen des Muggur zwei daumendicke silberne Armringe, ein sicherer Beweis dafür, daß derselbe eine unvorsichtige Hindufräule wahrscheinlich beim Wasserschnappen oder Waschen weggeschluppt und verzehrt hatte. — Wer weiß, wie viele andere Menschenleben außer diesem einen der „alte Sünder“ noch auf dem Gewissen hatte!

Meinem hohen Freunde aber war ich für seine freundliche Einladung zu dieser Krokodiljagd sehr dankbar, und die dabei gewonnene Erfahrung hat mich für meine späteren Gänge zum Tapti noch vorsichtiger gemacht.

18. Heil dir, Monsun!

Es gibt kaum etwas in der ganzen Welt, was Menschen und Tiere mit solch verzehrender Ungeduld ersehnen, mit solch fieberhafter Spannung erwarten und mit solch jauchzender Freude begrüßen, wie die Menschen und Tiere in Indien nach all den Schrecken der heißen Jahreszeit den Monsun ersehnen, erwarten und begrüßen: die Ankunft der kühlenden und erfrischenden Regenzeit.

Wer den indischen Tropensommer kennen gelernt hat, findet das auch ganz natürlich und erklärlich. Wenn die Sommerhitze, von Tag zu Tag zunehmend, die ganze Umgebung gleichsam in einen Backofen verwandelt und sich im letzten Monat vor dem Monsun geradezu zur Unerträglichkeit gesteigert hat, wenn das ständige Schwitzen, der quälende Durst und die schwülen schlaflosen Nächte die Nerven geschwächt und schier den letzten Rest von Energie und Lebensmut verzehrt haben, — dann steigt in jedem fast leidenschaftlich der große Wunsch auf: „Ach, käme doch endlich einmal der erlösende Monsun!“

Dann bildet überall der kommende Monsun den Hauptgegenstand des Tagesgesprächs. Dann fragt man sich überall: „Wann wird er wohl in diesem Jahre losbrechen? Sind noch keine Zeichen von seinem Kommen bekannt geworden?“ Dann läuft man viel mehr als sonst ans Barometer, ob es nicht schon ein wenig gefallen ist und den ersehnten Wetterwechsel meldet. Dann schaut man so oft nach dem Südwesten, ob sich noch keine Wolken am Horizonte zeigen. Dann sucht man in den Zeitungen am frühen Morgen mit größter Spannung nach der wichtigsten und allerbedeutendsten Nachricht, ob in Colombo oder in Cochin der Südwestwind noch nicht eingesetzt habe, der Monsun noch nicht los-

gebrochen sei. So steigert sich das ungeduldige Sehnen und Harren und Aussehen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Und wenn endlich einmal die sichere Meldung kommt: „Der Regen hat in Colombo eingesetzt!“ dann wird es allen leichter ums Herz, dann weiß man: in ein paar Tagen ist er auch bei uns!

Endlich fällt auch wirklich das Barometer ganz gewaltig. Der östliche Himmel färbt sich gelb und dunkelgelb. Es wird kühl und kühler. Ein starker Luftdruck setzt ein, der Vorläufer vom Sturm. Die himmelhohe gelbe Wand kommt näher. Es ist der massenhafte Staub, den der Sturmwind vor sich hertreibt. Jetzt heißt es alle Fenster und Türen fest verschließen. Ehe man sich's versieht, ist der Sturm auch schon da und verstärkt sich zum wütenden Orkan. Was nicht niet- und nagelfest ist, fegt er fort und reißt er mit sich. Man meint, er wolle an den Bäumen nichts mehr heil lassen, Blätter und Zweige wirbeln dahin, baumdicke Äste krachen unter seiner Wucht herunter, und schlanke Palmbäume biegen sich mit ihrer Krone bis auf den Boden. Der Himmel hat sich schwarz verdunkelt, Blitze zucken sonder Zahl, und rasselnde Donner krachen, daß es einem ordentlich bange wird. Es ist ein Getöse und ein schauerlicher Tumult, als ob die Welt unterginge. ein sündflutartiger Regen setzt ein, daß es nur so klatscht. Nach einer Stunde ungefähr hat der Orkan ausgerast, aber mächtig und energisch strömt fast seildick der Regen weiter.

Ha! Jetzt ist der Monsun wirklich da und im vollen Schwung. Gott sei Dank! Heil dir, Monsun! Ha, welch angenehme Kühlung! Welch wohlthuende Erfrischung! Welch erquickender Regen- und Erdgeruch! Wie atmet man da erlöst, froh und zufrieden auf! Wie rege wird's jetzt in den Bäumen! Wie lebhaft schwäzen jetzt die vorher halbtoten Krähen miteinander! Wie toll vor Freude schwirren die Schwärme rotgeschnäbelter, grüner Papageien laut greisend von einer Baumkrone zur andern und verüben einen Mordsspektakel. Das lezthin in den heißen Tagen so bescheiden gewordene Volk der Spazentreibt sich jetzt voll wilder Ausgelassenheit überall herum und gibt mit seinem endlosen Zwisch-Zwisch-Zwisch-Gezeter allen zu verstehen, daß es sich wieder lohnt, sich des Lebens zu freuen.

In der Nacht, wo die Vögel schweigen, übernehmen die Frösche tausendstimmig das Freudentonzert. Sie alle übertönt aber mit seiner tiefen Stentorstimme der Ochsenfrosch, dessen Weise mehr ein regelrechtes Blöten als ein Quaken ist. In meinen ersten Jahren in Indien kannte ich diesen Sänger noch nicht. Als ich einmal noch um Mitternacht im Kolleg zu Bom-

bah an meinem Schreibtisch saß und dem prasselnden Regen draußen zulauschte, hörte ich plötzlich ein lautes, markantes Blöten. Ich meinte bestimmt, es würde eine Herde Kälber vorbeigeführt. Um darüber Aufschluß zu haben, klopfte ich meinem Zimmernachbarn, der auch noch auf war, an der Bretterwand: „Sagen Sie einmal, was ist das für ein Blöten? Werden wohl hier Kälber zur Nachtzeit ins Schlachthaus gebracht?“

„Ach was!“ sagte mein Nachbar lachend, „das Blöten kommt nicht von Kälbern, sondern von den riesigen Ochsenfröschen, die jetzt aus allen ihren Verstecken herauskommen und sich am kühlen Naß erfreuen. Morgen früh können Sie deren genug im Grase drunten herumhopsen sehen.“

Obgleich nun, wie ich mich selber überzeugen konnte, die Ochsenfrösche gut sechs- bis achtmal größer sind als die größten der gewöhnlichen Frösche, so steht doch ihre mächtige Kälberstimme in keinem Verhältnis zu ihrer Größe. Immerhin ist es ergötlich, ihrem imponierenden Baß-Solo zuzuhören, und ich habe noch oft vor dem Einschlafen darüber gelacht.

Wer aber mehr, unergleichlich mehr als alle Vögel und Frösche die Ankunft des Monsuns würdigt und genießt, das ist der durch die lange und furchtbare Hitze fast zur Verzweiflung getriebene Mensch. Die mit dem mächtig einsetzenden Regenschall verbundene wohlthuende Erfrischung kommt ihm vor wie eine glückselige Erlösung aus dem Fegfeuer. Ja, so ist es in aller Wahrheit und Wirklichkeit! Man war ja völlig erschöpft und zu nichts mehr aufgelegt, nicht einmal mehr zum Essen. Nichts wollte einem mehr schmecken. Alles warme und Fettige widerte einen an. Man wurde ganz schlapp und abgetan. — Und nun endlich, endlich diese unbeschreibliche Labung, die den ganzen Organismus unsäglich wohlthuend durchdringt und den niedergeschlagenen Geist neu belebt und freudig umstimmt. Wie dankt man da aus Herzensgrund der gütigen Vorsehung, die allem, auch der Hitze und dem schweren Dulden, ein Ziel gesetzt hat!

Man lebt wieder auf und fühlt sich als Mensch. Man freut sich wie ein getröstetes und beschenktes Kind über den glücklichen Umschwung, und man wundert sich nur, wie man die anhaltende Qual der letzten Monate ausgehalten hat. Nun läßt sich's wieder leben. Nun kann man wieder erfrischen und froh an die Arbeit gehen. Jetzt kann man wieder die ganze Nacht hindurch eines erquickenden Schlafes sich freuen. Jetzt braucht man nicht mehr draußen zu kampieren, man hört kein Stöhnen und Seufzen mehr und braucht nicht mehr halb

verzweifelt bis nach Mitternacht auf den ersehnten Schlaf zu warten. O selige Regenzeit!

Kein Wunder, daß sich die armen Menschenkinder wieder freuen und guter Dinge sind. Das merkt man besonders abends. Da herrscht in allen Bungalows (Wohnungen) ringsum reges, fröhliches Leben. Vorher lagen sie im tiefen Dunkel, — wer wollte denn auch im Hause sein? — Dazu hatte man das Gefühl, als ob alles Licht, selbst das Mondlicht, die Hitze vermehre. Nun aber sind alle licht und hell und freundlich. Vorher war es in den Häusern tot, — jetzt aber sind die Familien wieder vergnügt beieinander und vertreiben sich angenehm die Zeit, — Freunde und Bekannte kommen wieder zu Besuch, überall ertönt lebhaftes Geplauder, fröhliches Lachen, Musik und Gesang, Grammophonleierei und Klaviergeklimper. Zu lange jedoch dehnt man die lauten Abendfreuden nicht aus. Man begibt sich zeitig, wenigstens bald nach zehn Uhr, zur Ruhe und überläßt sich dem sehr geschätzten erquickenden Schlaf, während draußen der Regen unbedröffen weiterplätschert.

Nun muß man aber ja nicht meinen, die Regenzeit in Indien sei eine Zeit ungemischter Freude und ungetrübten Glückes. Denn auch in Indien gilt die Wahrheit: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil!“ Zwar fühlt man sich durch des Regens Kühlung und die ungestörte Nachtruhe wie neugeboren; — zwar freut man sich an dem ringsum neu erwachenden Leben in der Natur; — zwar schweigt das entzückte Auge beim Anblick all des zarten, frischen Grüns, das sich wie ein Teppich überall ausdehnt, sowie des fabelhaft üppigen Wachstums und saftigen Glanzes, in dem die vielen Palmen- und Musengewächse, die baumartigen Gräser und überhaupt die ganze Welt der Tropenvegetation wie in paradiesischer Fülle und Verklärung dasteht; — und doch bringt eben diese herzerquickende Zeit auch vieles mit sich, was weniger erquicklich ist.

Oft genug nämlich kommt es vor, daß der Regen zu spärlich fällt und tagelang aussetzt, oder aber, daß er zu mässig und ununterbrochen herniederströmt. — Im ersten Fall wird die wieder einsetzende Hitze durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre fast noch drückender und unerträglicher bei Tag und Nacht, als sie in der Sommerszeit war. Zudem schlüpft gerade zu der Zeit besonders die Brut der ganzen Insektenwelt aus, so daß tausenderlei Arten von Ungeziefer, Motten, Faltern, Schmetterlingen, Fliegen, Schnaken, Moskitos usw. die Luft durchschwirren, im Haus herumfliegen und den armen Menschen keine Ruhe lassen. — Wollte ich ein wenig

unbehelligter zu Mittag oder zu Abend speisen, dann mußten zuerst Fenster und Türe des Speisenzimmers geschlossen werden. Und selbst so konnte ich mich der im Zimmer umherlaufenden Motten, Fliegen und Heuschrecken kaum erwehren. Um nicht gleich den Teller voll Insekten zu haben, mußte ich ein dünnes Leintuch über mir und den Speisen über den Tisch hin ausbreiten. — Auch wenn ich abends spät am Schreibtisch arbeitete, war ich von allen möglichen Insekten umschwärmt, so daß ich die ganze Zeit um mich schlagen mußte und kaum vorwärts kommen konnte. Viele von ihnen indes begingen Selbstmord, indem sie sich vertwegen auf die grelle Lampe stürzten und verbrannt auf den Tisch fielen. Ein großer Teil wurde auch von den Zimmer-Eidechsen, den sogenannten Fliegenfängern, weggeschnappt und verzehrt. Diese grauen Eidechsen sind ganz harmlose Tierchen, gut 20 Zentimeter lang, und halten sich hinter den Büchern, den Schränken und den Bildern an der Wand auf. Eine besonders zutrauliche Eidechse, die meinen Schreibtisch zum Heim erforen hatte, kam mir beim Schreiben sogar bis an die Feder und schnappte Moskitos von den Fingern weg.

Diese Fliegenfänger hatten jetzt eine goldene Zeit und brauchten sich nicht wegen Futtermangel zu beklagen. Wo ich sie sah, hatten sie gut gespickte Bäuchlein. Eines Abends kam zu guter Letzt noch eine große, langbeinige Heuschrecke zum offenen Fenster hereingeschossen und setzte sich gerade vor mir auf den Rücken eines Buches und schaute sich die Umgegend an, warf auch mir einen verdächtigen Seitenblick zu. Da kam aber auch schon meine Eidechse aus ihrem Versteck heraus und postierte sich einige Bände vor der Heuschrecke. Sie war bereits trommelvoll, und ich war gespannt, ob sie den Fraß des grünen Besuchers auch noch unternehmen werde. Ja, wahrhaftig! Sie macht Ernst. Nachdem sie sich ein paar Mal mit dem Bünglein ums Maul herumgefahren, macht sie einen energischen Frontangriff, schießt auf die verdächtige Heuschrecke los und reißt ihr wie nichts das rechte Vorderbein ab. Dann flugs wieder auf ihren Posten zurück. Empört reckt sich die Verstümmelte auf, als ob sie protestierend sagen wollte: „Was für eine Unverschämtheit das!“ Gleich folgt ein zweiter Angriff, und auch das linke Heuschreckenbein fällt auf den Tisch. Wie gelähmt bleibt der grüne Springer sitzen und zittert. Wiederum macht sich die mutige Eidechse heran, beißt der Heuschrecke in den Kopf und bemüht sich, sie hinabzutürmen. Allerdings eine ungeheure Arbeit, denn sie ist ein „schwerer Junge“. Die Eidechse dreht und windet sich, um sie hinunterzukriegen. Aber es gelingt ihr. Im-

mer mehr von ihrem langen Leib verschwindet, bis nur noch die Enden ihrer Hinterbeine aus der Schnauze der Eidechse herausragen. Endlich hat sie dieselben ganz binnens. Jetzt hat sie aber übergenug. Sie kann sich kaum mehr bewegen. Langsam schleicht sie wieder hinter die Bücher, um dort in aller Ruhe ihre reichlichen Einnahmen zu verdauen.

Glücklicherweise dauert diese Belästigung vonseiten der herumstreichenden Insekten nicht lange, denn teils werden sie von den Vögeln, Fledermäusen und Eidechsen aufgezehrt, teils gehen sie im neu einsetzenden Regen zu Grunde.

Fällt aber, im zweiten Falle, der Regen zu mäßig und unausgesetzt, so hat das andere Uebel zur Folge. Die Nässe und Feuchtigkeit dringt überall ein, so daß selbst das Bettzeug klammig und muffig wird. Schuhwerk und Kleider werden schimmelig und verderben leicht. Schreibpapier wird so feucht, daß die Tinte sich gleich verbreitet und man kaum etwas ordentlich schreiben kann. An den feuchten Wänden, besonders in den Ecken, bilden sich kleine gelbliche Pilze, die dem Zimmer ein unreines Aussehen verleihen. Da man wegen der Nässe kaum ausgehen kann und gezwungen ist, sich im feuchten Hause aufzuhalten, und weil es kaum mehr möglich ist, sich trocken und rein zu fühlen, so kommt es einem vor, als ob die Verhältnisse während der heißen Zeit und auch des aussetzenden Regens trotz allem dennoch günstiger wären.

So kommt man wegen der anhaltenden Nässe und deren Begleiterscheinungen und des schwer bewölkten Himmels auch die so gepriesene Monsunzeit satt, und man sehnt sich wieder nach der lieben Sonne.

In den meisten Jahren jedoch hat man während des ganzen Monsuns kaum Anlaß zur Klage, und meist hinterläßt diese Jahreszeit nur die angenehmsten Erinnerungen.

19. Kleine Tierchen — große Plagen

Die Tropenländer, gleichviel ob in Asien, Afrika, Amerika oder Ozeanien, mit ihrer grandiosen, überwältigenden Vegetation und ihrer überreichen und eigenartigen, dem Menschen vielfach gefährlichen Tierwelt, sind nicht wie ein großer botanischer und zoologischer Garten, in welchem man ungeniert, sorglos und unbehelligt herumspazieren kann, um all die fremdartigen, aus weitester Ferne in die nächste Nähe gebrachten Tiere und Pflanzen genau zu sehen und zu bewundern, und dann wieder guter Dinge und höchst befriedigt von all dem Gesehenen heimzugehen. Nein, durchaus nicht.

(Fortsetzung folgt).